Heubner

C. A. Wunderlich

C. A. WUNDERLICH.

NEKROLOG.

LEIPZIG
DRUCK VON WALTER WIGAND.
1878.

der Arzt thut seiner Wissenschaft keinen Eintrag, wenn er gesteht, daß bei dem medicinischen Urtheil, wie bei aller Beurtheilung menschlicher Situationen und Verwicklungen nur in einzelnen Fällen eine mathematische Gewißheit zu erreichen, meist nur eine Probabilitätsrechnung zulässig ist, eine Probabilitätsrechnung, die aber freilich nicht planlos, sondern nach Grundsätzen und im Besitze aller zugänglichen Momente angestellt werden darf.

CAWunderlich

C. A. Wunderlich.

Nekrolog.

Carl Reinhold August Wunderlich ist am 4. Aug. 1815 in der württembergischen Oberamtsstadt Sulz am Neckar geboren. Er stammte aus einer Familie, die schon durch mehrere Generationen hindurch dem Gelehrtenstande angehört hatte. Sein Vater, zur Zeit seiner Geburt 42 Jahre alt, hatte sich seine damalige Stellung als Oberamtsarzt unter vielen Mühen und Entbehrungen erkämpfen müssen; er war, entsprossen aus einer kinderreichen Pfarrersfamilie, ursprünglich Apotheker gewesen, und hatte erst mit Hülfe des in diesem Berufe Erworbenen seinen Entschluss, Medicin zu studiren, ausführen können, erhielt aber auch sogleich nach der Promotion im Jahre 1800 obgenannte Stellung. Durch seine erste Frau, die Wittwe von Prof. Clossius in Tübingen, wurde er mit Autenrieth verwandt, der denn auch den jungen Carl mit aus der Taufe zu heben berufen war. Dieser war der einzige Sohn aus zweiter Ehe, welche der im reifen Mannesalter stehende Arzt mit Christiane Juliane Auguste Chambon schloss. Die Ehe und das ganze Zusammenleben der Familie, die noch zwei ältere Söhne aus erster Ehe umschloss, war ein glückliches. Der Vater war ein in seinem Wirkungskreise hochgeachteter, wohlwollender, pflichttreuer Mann, der sein ganzes Glück im Schoosse der Seinen suchte und fand, die Erziehung seiner Söhne mit grosser Gewissenhaftigkeit überwachte, und an seinem Jüngstgeborenen mit einer innigen Zärtlichkeit hing. Als dieser zwei Jahre alt war, siedelte die Familie nach Ludwigsburg über, wo der Vater die Oberamtsarztstelle erhalten hatte und wo er 1819 zum Medicinalrath des Neckarkreises avancirte. Hier spielten sich die ersten Jugendjahre C. A. Wunderlich's ab, der als ein geweckter bei allen beliebter Knabe „spielend und lernend den ganzen Tag“, wie der Vater über den Vierjährigen schreibt, von den Mitlebenden geschildert wird. — Frühzeitig wurde die Familie des Hauptes beraubt; der Vater, von Jugend auf schwach constituirt, erkrankte nach einem 1813 erlittenen Typhus an einem schweren Darmleiden, weshalb er mehrmals

(mit Frau und Sohn) das Wildbad besuchte, und starb an demselben 1824, noch bevor der Sohn 9 Jahr alt geworden. Nun siedelte die Mutter nach Stuttgart über, und der Knabe, der dem dortigen Gymnasium übergeben wurde, blieb nun daheim im Wesentlichen auf die mütterliche Erziehung angewiesen. Frau Wunderlich stammte aus der württembergischen Enclave Mömpelgard in Frankreich, ihr Vater, ein französischer Refugié, starb aber frühzeitig, so dass ihre Bildung und ihr ganzes Wesen deutschen Charakters war. Sie war eine fromme und mit gesundem Verstande begabte, dabei sehr wohlwollende und zartsinnige Persönlichkeit, die mit der ganzen Innigkeit eines Mutterherzens an ihrem Sohne hing und mit rührender Sorgfalt jedes Document aufbewahrte, das von den Fortschritten des geliebten Kindes Zeugniss gab. — Der Sohn, der sie bald auf allen Gebieten geistigen Lebens überragte, erzählte von ihr in seinen späteren Jahren: der einzige Tadel, den er bei jugendlichen Fehltritten von ihr erfahren, sei eine stille Thräne gewesen, aber sie habe mehr gewirkt, als das herbste Wort.

Ausser der Mutter wirkte auf den heranreifenden Jüngling noch der Einfluss der Grossmutter Chambon, und eines unverheiratheten wohlhabenden Onkels. Während der letztere ihm für seine Studien in wahrhaft väterlicher Weise materiellen Vorschub leistete, scheint erstere in geistiger Hinsicht viel auf Wunderlich influenzirt zu haben. Sie wird als eine geistvolle und bewegliche Dame geschildert, die wohl im Stande war, einem gedankenreichen Kopfe Nahrung und Richtung zu geben. Durch diese vorwiegend weibliche Erziehung, die Wunderlich in den wichtigen Entwicklungsjahren genoss, dürfte auf manchen Zug im gereiften Manne, auf die Feinheit und Vornehmheit seiner Manieren, aber auch auf die reservirte Sensibilität seines Charakters ein Licht fallen.

Ueber die Gymnasialzeit des jungen Wunderlich sind wenig Nachrichten vorhanden. Seine erste Begegnung mit Griesinger, mit derjenigen Persönlichkeit, die während seines ganzen Lebens sein intimster und im höchsten Sinne fast einziger Freund geblieben, hat er selbst in der bekannten schönen Biographie berichtet. Er mag in ähnlicher Weise, wie sein Freund, sich gleichgültig gegen den pedantischen Unterricht und gegen den Stock verhalten und keinen allzugrossen Fleiss auf mechanische Sprachexercitien gewendet haben. Seine Lehrer, obwohl berühmte Namen darunter waren, wie der Dichter Schwab und Osiander, scheinen keinen irgendwie tieferen Einfluss auf seine Richtung gewonnen zu haben, und er pflegte

später zu erzählen, wie er mit früher Selbstständigkeit und eigener Kritik sich die Nahrung für seine Bildung selbst zusammenholen musste. Bald nach der Confirmation reifte in ihm der Entschluss, die Medicin zu studiren; nicht ohne der Mutter einige Gemüthsbewegungen zu erregen, die ihn lieber dem geistlichen Stande sich hätte widmen sehen. Aber nachdem letztere bei einem hochgestellten Geistlichen ihrer Verwandtschaft sich Rath und die Beruhigung geholt, dass ihr Sohn auf diesem Gebiete gerade so segensreich wirken könne, wie als Pfarrer, fand er für seine Pläne vollkommen freies Feld. Die realen Wissenschaften und — charakteristisch genug — gleichzeitig die Philosophie scheinen, nach den Zeugnissen wenigstens, schon auf der Schule das vorwiegende Interesse des Jünglings erregt zu haben. Daneben aber wurde fleissig die schöne Literatur getrieben, die Jahre des wiedererwachenden nationalen Bewusstseins, der französischen und polnischen Revolution, die in die spätere Gymnasiastenzeit fiel, erregten natürlich den lebhaften Sinn seiner kräftigen Natur, er war ein starker Politiker und, wie er auf einer Ferienreise seinen Verwandten erzählte, nahe daran, mit einigen Gesinnungsgenossen ein Gymnasiasten-Journal zu gründen. Der Sinn für Naturschönheit, der wohl kaum in einem Volksstamme kräftiger entwickelt ist, als im schwäbischen, und den sich Wunderlich bis in seine letzten Monate völlig lebendig erhielt, bekam schon frühzeitig Nahrung und Anregung. Schon mit den Eltern machte der Knabe die jährliche Reise in's Wildbad, er genoss seine Ferien meist auf dem Lande im Pfarrhause zu Mühlhausen bei Verwandten, deren liebevolle Zuneigung er noch in späten Jahren rühmte; und auch die Gymnasialvacanzen verbrachte er meist bei einem der zahlreichen Verwandten, welche die Familie in der Nähe von Stuttgart und Tübingen besass. Alle hatten ihn seines feinen und zuvorkommenden Wesens wegen lieb, und ahnten damals wohl nicht, dass in dem bescheidenen und gewandten jungen Menschen auch eine recht streitbare und kampflustige Ader schlug.

Nachdem er, 17 Jahre alt, in Stuttgart seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestanden, blieb er zunächst noch ein Jahr hier, um hauptsächlich chemischen Studien obzuliegen. Er hörte die Vorlesungen über Chemie an der dortigen Gewerbeschule und arbeitete praktisch in der Officin des Apothekers Berg, eines damals renommirten Chemikers. Im Herbst 1833 bezog er die Tübinger Universität. Die Eindrücke, die er dort erhielt, waren im Grossen und Ganzen keine er-

freulichen, und wurden es auch bei längerem Aufenthalte nicht. Ein Vierteljahr nach der Immatriculation theilt der junge Fuchs seinem Bruder das grosse „Geheimniss“ mit, dass es ihm „bei aller Zerstreuung doch oft recht langweilig sei.“

Aeusserlich fehlte es ihm nicht, um sich den Genuss des studentischen Lebens nach jeder Richtung zu verschaffen. Seine Mutter, deren Alles er war, wandte ihm zu, was in ihren Kräften stand, und vor Allem stattete ihn sein Onkel Chambon aufs Reichlichste aus. So verflossen die ersten Studentenjahre in der üblichen Weise. Er sprang bei den Schwaben als Corpsbursche ein, dem „patentesten“ der Tübinger Corps, und gehörte hier bald zu den elegantesten der Eleganten. Er wurde dabei durch sein distinguirtes Aeussere vortheilhaft unterstützt, und erhielt den Spitznamen, der „Lord“, eine Bezeichnung, die mit verschiedenen anderen später ihm gewordenen (im Privatdocentenclub hiess er der Marquis, seine Assistenten pflegten ihn den „Chef“ zu nennen) das gemein hatte, dass sie ein unmittelbarer Ausfluss des imponirenden Eindrucks seiner auch im Aeusseren bedeutenden Persönlichkeit war; — eines Momentes, welches, wenn auch ein äusserliches, doch wesentlich zum Verständniss seiner späteren Wirksamkeit als Universitätslehrer gehört. Die Freuden der übermüthigen Studentenfreiheit, ebenso wie die abwechslungsreiche Geselligkeit der kleinen Universitätsstadt wurden reichlich durchgekostet — aber der ganze Sinn des jungen Mannes war nicht der Art, dass sie ihn ausgefüllt hätten. Er wurde rasch dagegen abgestumpft, und gehörte bereits im dritten Studienjahre nach diesen Richtungen hin zu den „Blasirten“. Um so eifriger ergab er sich jetzt den Studien. Spärlich genug war allerdings die Anregung, die ihm hierzu seitens seiner Universitätslehrer werden konnte. Die medicinische Facultät befand sich zu jener Zeit in einem Zustande entschiedener Stagnation; sie zehrte noch von dem Ruhme Kielmeyer's und vor Allem Autenrieth's, dessen bedeutende und anregende Persönlichkeit einen Weltruhm erlangt hatte, der aber einer vergangenen Periode angehörig war. Er war bis zum Jahre 1831 Kliniker und las beinahe über sämmtliche Fächer der Medicin. Der an seine Stelle tretende Ferdinand Gmelin gehörte schon seit 1820 der medicinischen Facultät ganz an, nachdem er vorher (seit 1805) über Geologie und Mineralogie, auch über Encyklopädie der Naturwissenschaften, gelesen hatte. Sämmtliche übrige medicinische Lehrer, der Physiolog, Anatom und pathologische Anatom Rapp, der Chemiker Christian Gmelin, der Botaniker

Schübler, der Chirurg Riecke, waren in den Jahren zwischen 1811—1819 angestellt, und die Facultät blieb sich $1^1/_2$ Jahrzehnte lang vollkommen gleich; eine Monotonie, die noch erhöht wurde dadurch, dass sämmtliche Genannte in Tübingen ihre Studien gemacht hatten und annähernd dem gleichen Lebensalter, der gleichen Generation angehörten. So kam es, dass sich eine in ihren verschiedenen Vertretern sehr gleichartige, aber im Laufe der Jahre stillstehende, den Bewegungen und Fortschritten gegenüber, welche die Wissenschaft anderwärts machte, indifferent, ja, wie Wunderlich selbst später zu erfahren hatte, sogar feindselig sich verhaltende Anschauungsweise im medicinischen Unterricht geltend machte. Noch existiren Hefte, welche Wunderlich selbst in den Collegien der Genannten auf Tausenden von Seiten mit erstaunlichem Fleisse und ebenso grosser Geduld nachschrieb, und wo z. B. noch die Phthisen in der Classification Johann Peter Frank's neben den Colliquationen und Profluvien sich abgehandelt finden, wo friedlich neben der Metrophthisis und der Nephrophthisis die Lungenphthisis thront, und bei letzterer noch der Phthisis psorica und Phthisis a frigido potu eine wichtige Rolle eingeräumt ist, wo bei der Besprechung der Lungenentzündung der Auscultation und Percussion — 10 Jahre nach dem Tode Laennec's — ein Raum von etwa 4 Zeilen gegönnt ist, wo der pathologischen Anatomie grössere Hälfte sich mit der Beschreibung der angeborenen und erworbenen Formfehler befasst etc. etc. Und beinahe noch schlimmer als mit dem theoretischen sah es mit dem praktischen Unterricht aus. Es wurde auf denselben überhaupt nur wenig Werth gelegt; eine Bestimmung aus dem Jahre 1817 war noch gültig, die lautete: „Kranke mit innerlichen Uebeln werden, da sie täglich um 11 Uhr Hülfe vom Institute suchen können, nur in seltenen Fällen ausnahmsweise aufgenommen"; und die Klinik Gmelin's bestand aus acht Betten, in denen im Semester durchschnittlich 27 Kranke beobachtet wurden.

So war man denn in der Hauptsache auf das Studium der neueren Literatur angewiesen, und es war namentlich Johannes Müller's Physiologie, die in den fähigeren Köpfen der damaligen jungen Mediciner einen gewaltigen Umschwung hervorbrachte. Ueber die eigenen Universitätslehrer war man geneigt, eher mit Spott als mit Achtung zu sprechen; in das Heft der Physiologie von Rapp, den er noch am Höchsten unter seinen Lehrern stellte, hat Wunderlich als Motto vorgeschrieben:

Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen;

und der Einzige, mit dem Wunderlich persönlich häufig verkehrte und von dem er sich öfter Belehrung in einem seiner Lieblingsfächer holte, war der Chemiker Christian Gmelin.

Es war ein Glück für die jungen Talente, die damals vereinigt ihren Studien oblagen, dass endlich im Jahre 1835 in der Person eines Privatdocenten ein frischer Hauch in die Windstille der Tübinger medicinischen Welt hereinwehte. F. A. Schill, auch ein Schwabe von Geburt, hatte doch seine Bildung wesentlich auswärts, namentlich bei den grossen Klinikern Frankreichs und Englands erworben, und war mit den dort gewonnenen Errungenschaften praktisch und theoretisch vertraut. An ihn schlossen sich die älteren Studirenden an, und mit wahrer Begierde wurden nun die Werke der Franzosen von Laennec an bis zu Andral, Louis und Chomel studirt, die der junge Docent bereitwillig den strebsamen Schülern darlieh. In welch' lebhaftem geistigem Verkehr und fortwährender gegenseitiger Anregung die drei jungen Freunde, die bald von sich reden machen sollten, während ihrer Universitätsjahre und in der Assistenten- und Docentenzeit standen, hat Wunderlich selbst in seiner Biographie Griesinger's, und Roser in der gleichzeitig mit diesen Blättern erscheinenden „Erinnerung an Wunderlich“ anschaulich und in lebhaften Farben dargestellt. Es war die hauptsächliche Geselligkeit Wunderlich's in seiner späteren Universitätszeit, im Uebrigen lebte er fast zurückgezogen. Der einzige nicht fachgenossenschaftliche Umgang, den er damals, diesen aber auch sehr eifrig, pflog, war derjenige mit seiner späteren Schwiegermutter, Frau Ober-Justizräthin Gmelin. Mit ihr, einer Cousine seiner Mutter, war er seit der Gymnasiastenzeit näher bekannt, in ihrem Hause fand er bald, nachdem ihre Uebersiedlung nach Tübingen im Jahre 1835 stattgefunden, gastliches Entgegenkommen. Wöchentlich einen Nachmittag pflegte er seine mütterliche Freundin zu besuchen, um mit ihr, einer geistreichen Frau von grosser literarischer Bildung und feinem Geschmack, in attischen Gesprächen über die Schöpfungen unserer Dichter, über die ästhetischen Tagesfragen, über Alles, was den jugendlichen Feuerkopf bewegte, angeregt und anregend einige Stunden zu verbringen, Stunden, von denen er noch an seinem Lebensende besonders gern seinen Kindern erzählte.

Die Vorbereitungen zum Examen wurden mit grossem Fleisse und oft übermässiger Anstrengung betrieben, und die Prüfung so bestanden, dass der Examinator Gmelin beim

Vorbeigehen seiner Schwägerin: „glänzend, glänzend!“ in's Zimmer rief (Sommer 1837).

Zur Erholung wurde nun zunächst eine kleine Tour in die Schweiz unternommen, und hierbei die Klinik von Schönlein besucht, dessen Vorträge er damals mit grossem Genusse hörte.

Dann aber ging es an denjenigen Ort, wohin Wunderlich nach dem ganzen Gange der Bildung, die er genommen, nothwendig getrieben werden, wo er hoffen musste, das, was er bis jetzt theoretisch in sich verarbeitet, praktisch am Krankenbette und an der Hand der schon längst von ihm verehrten Meister kennen zu lernen. Er selbst hat später die Schwierigkeiten geschildert, die es für den jungen eben fertig gewordenen Arzt hat, in dem ungeheuren Materiale des medicinischen Paris zu eigenem Gewinn sich zurecht zu finden. Die schon gewonnene Bekanntschaft mit den Gründern und Häuptern der noch in lebendigem Flusse begriffenen französischen Schulen verminderte für ihn diese Schwierigkeiten erheblich und macht es begreiflich, wie er diese Welt von neuen Eindrücken, die ihn dort umwogte, nicht etwa mit blindem Enthusiasmus über sich ergehen liess, sondern mit einer so reifen Kritik sich unterwarf, dass er wenige Jahre später seine Fachgenossen mit den Resultaten derselben wirklich in Erstaunen versetzte. Die theoretischen Vorlesungen von Andral, Piorry, Cruveilhier, die Experimentalphysiologie Magendie's, die Kliniken der Obengenannten, Janin's, Bouillaud's, Chomel's, die Abtheilungen von Louis, Gendrin, von Jobert und Rayer, von Ricord und von Desruelles, wurden neben und nacheinander besucht, dabei auch die berühmten Chirurgen nicht vernachlässigt, die grossen Institute fleissig frequentirt, und so nach und nach jener grosse Ueberblick und jene vertraute Kenntniss mit der gesammten theoretischen wie praktischen französischen Medicin errungen, wie sie wenig Aerzte vor und nach Wunderlich erworben haben. — Daneben aber war der Blick keineswegs abgestumpft gegen die Fülle der Erscheinungen in diesem damals mehr als jetzt einzig dastehenden Centrum der höchsten Civilisation, die französische Literatur und das Theater, französischen Geschmack und französische Geselligkeit; für Alles hatte der junge überall um seiner einnehmenden Persönlichkeit willen gern gesehene Deutsche eine warme Empfänglichkeit, aber auch ein klares Urtheil. Noch lange Jahre später erzählte er sehr gern nicht nur von dem Treiben in den Hospitälern, sondern auch von der reizenden

behaglichen Lebensführung der munteren Pariser Kleinwelt unter dem friedlichen Régime von Louis Philipp.

Noch während des Aufenthalts in Paris hatte er die Anwartschaft auf die Assistentenstelle im Stuttgarter Catharinenhospital erhalten; er trat sie sofort nach seiner Rückkehr am 1. Juli 1838 an. Hier hatte er nun die trefflichste Gelegenheit, seine gewonnenen Erfahrungen in eigener selbstständiger Thätigkeit zu verwerthen, und er benutzte das reiche Material der Anstalt denn auch nach Kräften, wobei ihn sein damaliger Chef, Medicinalassessor Cless, gern gewähren liess. Sein Hauptinteresse galt den acuten Krankheiten, er erzählt selbst (Wien und Paris), wie er alsbald in Stuttgart Gelegenheit fand, die Bouillaud'sche rheumatische Endocarditis auf's Häufigste zu bestätigen; der Ausbildung der technischen Fertigkeiten in Auscultation und Percussion wurde viel Zeit geopfert; auf den chirurgischen und geburtshülflichen Abtheilungen interessirte ihn weniger die operative Seite, als vielmehr das Studium der Wund- und der Puerperalerkrankungen, die damals in der medicinischen Theorie ja bereits eine bedeutende Rolle spielten. Ueberhaupt wird schon jetzt seine Richtung auf das Allgemeine, auf die grossen Gesichtspunkte, merklich, die sich bereits in seiner Dissertation, an der er jetzt zu arbeiten anfing, deutlich aussprach. In seinem sonstigen Auftreten war er damals wenig mittheilsam und mehr in sich gekehrt; es war ein Jahr stiller Sammlung, das er in Stuttgart zubrachte, er blieb der Geselligkeit fern; auch den Kranken gegenüber von etwas formeller Haltung, war er nicht eben populär bei ihnen. Nur den wenigen vertrauten Jugendfreunden gegenüber, zu denen der schon von der Universität her ihm eng vertraute Hermann Jäger (später Obermedicinalrath in Stuttgart) gehörte, öffnete sich sein Wesen und mit ihnen verbrachte er oft heitere und gemüthliche Stunden.

Im November 1838 promovirte er mit der bereits erwähnten Dissertation über die Nosologie des Typhus; einer Arbeit, die zwei sehr integrirende Fähigkeiten seines Talentes sofort deutlich erkennen liess: diejenige, mit Liebe und Verständniss sich in fremde Anschauungen zu vertiefen, und die andere, durch die Schärfe und Klarheit des eigenen Blickes sich wieder über jene zu erheben, ihre Schwächen zu entdecken und abzuscheiden, ihre Vorzüge zu heben und zu läutern; zwei Eigenschaften, die, wenn ich nicht irre, das Wesen der wahren Kritik ausmachen. Die Art, wie der damals wahrhaft verworrene Stoff behandelt war, machte hervorragende Forscher auf den jungen Doctor aufmerksam.

Mit seiner alten Universitätsstadt blieb Wunderlich nach wie vor in Verbindung und namentlich war es das Haus der schon erwähnten Frau, in welchem er sich längst heimisch fühlte, und wo er seine treue Lebensgefährtin fand, die jüngere der zwei Töchter, Sophie Gmelin. Er verlobte sich mit ihr am 1. August 1839.

Er hatte soeben seine Assistentenstelle niedergelegt, aber er konnte sich noch nicht entschliessen, bereits jetzt einen festen Fuss daheim zu fassen. Es trieb ihn nochmals nach Paris. Sein früherer Plan, bei dieser zweiten Reise ausser Frankreich auch England kennen zu lernen, wurde freilich durch die neuen Bande, die ihn an die Heimath fesselten, geändert, und so begnügte er sich mit einem nochmaligen Studium der Pariser Verhältnisse (August bis November 1839).

Nach der Rückkehr hielt er sich zunächst während des folgenden Winters in Stuttgart auf und hielt hier (ob wohl das Vorbild Broussais' ihm damals vorschwebte?) Vorlesungen für Militärärzte.

Mittlerweile war in Tübingen der junge Docent Schill, dem er als Student die fruchtbringendsten Anregungen verdankt hatte und mit dem er wohl auch in Berührung geblieben war, am Typhus gestorben, und man sah sich nach einer Kraft um, die ihn ersetzen sollte. Dieses äusserliche Moment trug wohl dazu bei, ihn zur Ausführung seines schon vielerwogenen Planes zu drängen, in Tübingen sich zu habilitiren.

Er that es im Frühjahr 1840. Damit eröffnete sich für seine Talente die geeignete Laufbahn, die freilich zunächst von mancherlei Hindernissen umgeben war; denn er trat mit dem ganzen Eifer und Drang des Anhängers einer neuen Richtung in eine durchweg diesen Anschauungen abholde Facultät ein, und hatte hierbei nicht nur die Aerzte, sondern auch das Publikum eher gegen als für sich. Ehe er aber selbstständig aufzutreten begann, besuchte er in den Herbstferien 1840 einige Monate Wien, wo eine deutsche Schule den Franzosen und Engländern ebenbürtig geworden war.

Die Frucht seiner auswärtigen Studien war seine Schrift über Wien und Paris, die er im folgenden Winter verfasste. Dieselbe erschien in dem bescheidenen Gewande eines Führers für junge Aerzte, aber sie enthielt bedeutend mehr, und erregte das grösste Aufsehen. Wunderlich trat mit diesem Buche sofort als ein fertiger Mann, gewappnet und gerüstet, in die Gelehrtenwelt seines Vaterlandes ein. Nichts von der Unsicherheit des Anfängers, nicht ein kleines Anhängsel von dem

Verpuppungszustand des Schülerlebens, dem er kaum erst Lebewohl gesagt, war an dem immerhin kühnen Fluge, den er mit diesen wenigen Bogen unternahm, mehr bemerklich. Nach der Richtung hin, der die Arbeit gewidmet war, stand er sofort als Meister da, nach der Richtung einer ebenso bescheidenen wie tiefeingehenden Kritik der gesammten medicinischen Zeitströmungen. Es war in der That erstaunlich, nicht nur welchen Ueberblick der 25jährige Mann in den verhältnissmässig kurzen Beobachtungszeiten über die verschiedensten Zweigströme der neugeschaffenen französischen Medicin und über die junge Wiener Schule, die er eigentlich überhaupt zuerst formulirte, gewonnen hatte, sondern ganz besonders, mit welcher durchdringenden Schärfe, mit welcher sicheren Klarheit er in das Wesen der Personen und ihrer Anschauungen eindrang, und wie fein er ihre Vorzüge, wie kühl ihre Schwächen darzulegen verstand. Noch heute ist das Buch für den ärztlichen Geschichtsforscher ganz unvergleichlich werthvoll, welcher Diagnose wie Prognose, die Wunderlich den damaligen Zuständen gab, fast genau bestätigt finden wird; und es ist nicht zu verwundern, dass das Erscheinen desselben ein Ereigniss bildete.

Noch fehlte es aber jetzt dem jungen Gelehrten an einem geeigneten Platze für selbstständige Wirksamkeit. Kranke mag er in dieser Zeit nicht allzuviel zu sehen bekommen haben, da das Publikum der neuen Richtung gegenüber sich misstrauisch verhielt, und an der Universität musste er sich mit theoretischen Vorlesungen begnügen. Aufs Freudigste ergriff er desshalb die Gelegenheit, die sich ihm bot, Assistent an der Tübinger Klinik zu werden. Die Leitung derselben war seit Frühjahr 1840, wo der alt und kränklich gewordene Gmelin abgedankt hatte, an Hermann aus Heidelberg übertragen worden, der aber, bald nach seiner Ankunft an Phthisis erkrankt, sich nach einem guten Assistenten sehnte und schon im Winter 1840/41 Wunderlich die Stelle angetragen hatte. Sogleich mit der Eröffnung dieser Aussicht zeigte sich aber, mit welchen Hindernissen er an seiner heimischen Universität würde zu kämpfen haben. Man intriguirte gegen ihn, man schob einen andern viel unbedeutenderen vor, aber der damalige Cultusminister v. Schlayer, ein aufgeklärter und einsichtsvoller Mann, der sich sehr genau um die einzelnen Persönlichkeiten der Universität kümmerte, vertrat ihn der alternden und misswollenden Facultät gegenüber. Am 14. April 1841 wurde er ernannt.

Es war ein günstiges Omen für die junge Häuslichkeit, die

er eben im Begriff stand, sich zu gründen, am folgenden Tage war seine Hochzeit. Nach einer kurzen Reise in's bairische Gebirge und nach München trat er sein Amt an. „Bei seiner Liebe zur Thätigkeit“, schrieb die Mutter, „hat er da ein grosses Feld, und kann ihm auch später sehr nützlich sein, der allmächtige Gott wolle ihm seinen Segen dazu geben.“ — Hermann war ein feiner, taktvoller Mann, auch der modernen Richtung durchaus nicht abgeneigt, und schenkte seinem Assistenten grosses Zutrauen. Ein besonderer Glücksumstand für letzteren war es, dass er schon vom Beginn seiner Thätigkeit an häufig die vollständige Vertretung Hermann's übernehmen musste. Schon in den ersten Wochen des Sommersemesters wurde Hermann leidender, und so hielt er schon damals sehr häufig nur die erste halbe Stunde der Klinik selbst, um sie dann in seiner persönlichen Anwesenheit durch den Assistenten fortsetzen zu lassen; eine nicht ganz leichte Aufgabe für letzteren, wie er manchmal beim Nachhausekommen der jungen Gattin erzählte. Aber es war gerade der rechte Platz, an den er so gestellt wurde, denn jetzt entfaltete sich eine andere Seite seines Talentes, seine Begabung für schwungvollen, geistreichen und methodischen Lehrvortrag. Mit aller Hingabe widmete er sich dieser Thätigkeit, die mit der zunehmenden Krankheit seines Chefs eine immer selbstständigere wurde, von allen Seiten her suchte er Kranke für die Klinik zu gewinnen, er legte bei der geringen Bettenzahl, wie er später lächelnd erzählte, oft zwei leichtere chronische Kranke in ein Bette, er fuhr mit den Schülern über Land und hielt auf den Dörfern ambulatorische Klinik; allmälig wurde das Publikum gewonnen und innerhalb sechs Jahren seiner Thätigkeit verdreifachte sich die Zahl seiner Kranken in der Klinik. Natürlich blieb diese Thätigkeit nicht unbemerkt, und als mit der fortschreitenden Krankheit Hermann's die Wahl eines definitiven Stellvertreters nöthig wurde, lenkten sich die Blicke der maassgebenden Persönlichkeiten auf ihn. Die feindlichen Kräfte an der Universität ruhten freilich nicht, ihm das Leben schwer zu machen, voran der jüngere Autenrieth (seit 1835 Ordinarius) und hinterdrein beinahe die ganze Fakultät. Nur der Chirurg Riecke war ihm günstig gesinnt; von seinen Verwandten, den Gmelin's, erzählte er mit Humor, die nützten ihm nur insofern, als sie bei der Abstimmung über ihn sich der Stimmen enthalten müssten. Aber in Stuttgart hatte er an dem erwähnten Cultusminister und an dem damaligen Kanzler Wächter einsichtsvolle Gönner; nachdem er wohl manche herbe Stunde

erlebt hatte, wurde er am 31. August 1843 zum ausserordentlichen Professor, Mitglied der Facultät und provisorischen Vorstand der Klinik ernannt.

Es verdienten auch diese persönlichen und privaten Kämpfe hier eine Erwähnung, weil sie gewiss nicht ohne Einfluss auf die Färbung waren, welche die Publicationen Wunderlich's in dieser Periode seiner Thätigkeit — im entschiedenen Gegensatze zu „Wien und Paris“ — erhielten. Denn in einer anderen für die ganze deutsche Medicin gewichtigen Weise war er mittlerweile im Verein mit seinem Freunde Roser an die Oeffentlichkeit getreten. Letzterer hatte sich im Frühjahr 1841 als Docent wieder mit Wunderlich zusammengefunden und die gemeinschaftliche Begeisterung für den Umschwung ihrer Wissenschaft, das gemeinsame Streben nach weiteren Zielen, aber auch die gemeinsame kriegerische Stimmung gegen die Verkommenheit so vieler einheimischer Richtungen, waren von Neuem lebendig geworden. Sie führten unter lebhaft unterhaltenem gegenseitigem Gedankenaustausch zu dem Plane, ein neues Journal zu gründen. Schon im Frühjahr 1842 erschien, beinahe von Wunderlich und Roser allein geschrieben, das erste Heft. — Es ist bekannt, welchen Eclat, welche Aufregung, welches frohe Entgegenkommen einerseits, welche leidenschaftliche Entrüstung andererseits die ersten Hefte dieses Archivs hervorriefen. Es war zweifellos eine Kühnheit, mit welcher zwei noch in den zwanziger Jahren stehende junge Docenten so ziemlich sämmtlichen Vertretern der damaligen deutschen Medicin den Fehdehandschuh hinwarfen, um sofort auch einen heftigen und erbitterten Kampf mit ihnen aufzunehmen. Aber diese Kühnheit war ohne Leichtfertigkeit, sie war das Product nicht einer übermüthigen Streitsucht, sondern einer tiefinneren Ueberzeugung, und zwar einer berechtigten Ueberzeugung. Man könnte heutzutage meinen, jene ganze Bewegung der jungen Tübinger sei ein Kampf gegen Windmühlen gewesen, weil es dem heutigen Mediciner geradezu schwer wird, sich in die theoretischen Anschauungen — und mehr diese sind es, als das praktische Handeln, gegen welche sich die Polemik richtete — der damaligen deutschen Medicin hineinzudenken. Aber man braucht nur selbst Specialschriften aus der damaligen Zeit durchgesehen zu haben, man braucht nur die Hefte zu prüfen, die Wunderlich als Student noch nachschrieb, man braucht nur die in den polemischen Artikeln citirten Bruchstücke aus den damaligen Abhandlungen mit ihrem für uns jetzt einfach unverständlichen Jargon ein-

zusehen, um den Degoût zu begreifen, mit welchem sich der nach den naturwissenschaftlichen Principien der Franzosen und Engländer geschulte medicinische Verstand gegen dieses Unwesen auflehnte. Es ist nicht zu leugnen, dass sich die jungen Redacteure, namentlich Wunderlich, zunächst mehr durch reformatorische Kritik, als durch reformatorische eigene Leistungen hervorthaten*), aber in dieser Kritik lag ein unzweifelhaft grosses Verdienst. Zunächst musste in den Geistern aufgeräumt, musste die grosse Masse empfänglich werden für eine naturwissenschaftliche Auffassung, ehe die Schöpfungen der seitdem in grossartiger Entwickelung aufgeblühten deutschen medicinischen Wissenschaften für die Gesammtheit wirksam werden konnten. Dies sprach das junge Archiv ebenso klar wie scharf aus, und sprach es zuerst mit dem ganzen Ungestüm jugendlichen Sturmes aus. In allen grossen Entwickelungen im Bereiche der Künste und Wissenschaften begegnen wir solchen Bahnbrechern: für die moderne deutsche Medicin sind Wunderlich und Roser die Pionniere gewesen.

Ein freudiges selbstbewusstes Treiben entwickelte sich jetzt an der Tübinger Universität, in einem frischen Briefe beschreibt Wunderlich seinem in Paris weilenden Freund Griesinger die Erfolge der „jungen Tübinger Schule“, wie sie von den Studenten bereits genannt wurde. Nicht nur die Fachgenossen, alle Gebildeten der kleinen Universitätsstadt nahmen regen Antheil an jedem neuerscheinenden Aufsatze, selbst Damen wurden eifrige Leserinnen der geistreichen Abhandlungen. — Auch fanden sich bald zu den drei Freunden tüchtige Mitarbeiter und schon in den ersten Bänden war das Archiv im Stande, zahlreiche positive Arbeiten von der Richtung einer exacten medicinischen Forschung seinen Lesern zu bieten. Wunderlich selbst blieb noch einige Zeit hauptsächlich der kritischen Thätigkeit treu; so in seiner Abhandlung über das Fieber (1842 und 1843), über die „angeblichen Entdeckungen in der Contagienlehre“ (1843), in seiner Recension der von Güterbock herausgegebenen „klinischen Vorträge von Schönlein“ u. A.; gleichzeitig trat er allerdings auch mit eigenen „klinischen Bemerkungen“ hervor (1842), die namentlich eine hübsche Ab-

*) Interessant ist das Gutachten, das die ihm missgünstig gestimmte Facultät gelegentlich seiner Ernennung zum Professor über ihn abgab. Sie äusserte: 1) Wunderlich's Talent zum Kathedervortrag sei notorisch; 2) seine Leistungen seien überwiegend kritisch-compilatorische, während positive Ergebnisse seiner Forschung vermisst würden; 3) seine Befähigung zur medicinischen Praxis sei mindestens sehr zweifelhaft!

handlung über die pseudotyphösen Erkrankungen enthalten. Aber in den nächsten Jahren beschränkte er sich mit seiner Theilnahme an dem jungen Werke auf je eine Abhandlung, theils resumirenden („die neueren Versuche über die Behandlung des Gelenkrheumatismus“ 1844), theils allgemeinen Inhalts („das Verhältniss der physiologischen Medicin zur ärztlichen Praxis“ 1845, „die rationelle Therapie“ 1846). Vom Jahre 1847 an übernahm Griesinger, während der Jahre 43 bis 46 sein Assistent, die Redaction, und einige Jahre später ging letztere an Vierordt über, mit dem Wunderlich inzwischen in freundschaftlichen Verkehr getreten war.

Die Lehrthätigkeit nahm ihn in diesen Jahren voll in Anspruch und neben dieser der wissenschaftliche Gedankenaustausch mit den zwei Freunden. Nur selten erschien er in dem Club der jungen Docenten, die damals in Tübingen einen jener belebten, angeregten, an Humor und Sarkasmus reichen Cirkel bildeten, wie sie jede blühende Universität in ihrem Schoosse von Zeit zu Zeit zu erzeugen pflegt. Die Philosophen Zeller, Vischer, der Theolog Gerock, die Juristen Köstlin, Bruns u. A. verkehrten in diesem Kreise.

Dagegen liebte er im eignen Hause sehr eine feinere Geselligkeit. Hier sah er diese Freunde mit ihren Frauen gern in heiterem Verkehr vereinigt; hier wusste er als aufmerksamer und geistreicher Wirth seine Gesellschaften besonders zu würzen. Fast keine Neigung verspürte er, mit seinen medicinischen Collegen Umgang zu pflegen, und abweisend verhielt er sich gegen diejenigen, die fortwährend beschäftigt waren, gegen ihn zu intriguiren und von denen einer ihn sogar zwei Mal beim Universitätssenat wegen angeblich falscher Krankenbehandlung verklagte.

Seine Studien scheinen sich in dieser Zeit hauptsächlich den Schriften der jungen Wiener Schule und denen Liebig's zugewandt zu haben; das Resultat derselben, in denen er in der Hauptsache aber wieder den kritischen Standpunkt einnahm, war seine Schrift über die „pathologische Physiologie des Blutes“. Er lieferte in derselben eine sehr geschickte und gut angeordnete Zusammenstellung des durch die Untersuchungen der letzten Jahre bekannt gewordenen und vielfach zerstreuten Materials, betreffend die Beschaffenheit des Blutes in krankhaften Zuständen, ohne freilich hierbei auch nur einen Augenblick gegen die gewaltigen Lücken blind zu sein, die sich der Construction eines humoralpathologischen Gebäudes im neueren Sinne entgegenstellten. Immerhin bleibt aber gerade der Umstand für sein

ganzes wissenschaftliches Wesen von Interesse, dass er immer eine ganz entschiedene Neigung für humoralpathologische Auffassung gezeigt hat. Wir erkennen sie in seiner Dissertation, wir treffen sie hier — nach einer leichten Schwenkung in der Richtung der Solidarpathologie — in seiner Abhandlung über das Fieber wieder an, wir begegnen ihr, wenn auch nicht nackt ausgesprochen, bei seinen späteren Untersuchungen immer wieder in der besonderen Neigung, die er für das Studium derjenigen febrilen Erkrankungen zeigt, wo das Fieber, unabhängig von den lokalen Störungen in den soliden Theilen, den gesetzmässigen Verlauf einer Allgemeinkrankheit darzustellenscheint.

Die genannte Schrift machte wieder viel von sich reden und theils ihr, theils seinen immer wachsenden Erfolgen als klinischer Lehrer hatte er es zu danken, dass er im August 1846 zum ordentlichen Professor und zum definitiven Director der medicinischen Klinik ernannt wurde.

Damit war denn der eben 31jährige junge Mann zunächst am Ziele seiner Wünsche angelangt. Zur selben Zeit bezog die Klinik das neuerbaute gut eingerichtete Krankenhaus, wo ihm 30 Betten für Erwachsene (und 6 Kinderbetten) zur Verfügung standen, die er aber ganz nach seiner eigenen Auswahl belegen konnte; auch der Verwalter war ihm subordinirt, so dass er, wie er später gern erzählte, völlig unumschränkter Herrscher dort war. So steigerte er die zum Unterricht bestimmte Krankenzahl in den nun folgenden Jahren bald auf 400 bis 500; in dem jetzt vollständig abgetrennten Ambulatorium konnte er ausserdem gegen 1500 Kranke jährlich zum Unterricht benutzen. — Die Zahl der Zuhörer, mit denen er fortwährend auch in persönlichem und privatem Verkehre stand, steigerte sich in erfreulichster Weise. Gefeiert von diesen, hochgeachtet in den akademischen Kreisen, äusserlich so situirt, dass er nur denjenigen Aufgaben, die sein Interesse voll in Anspruch nahmen, sich zu widmen brauchte (Praxis trieb er in Tübingen gar nicht), am eigenen Heerde die glücklichste Häuslichkeit — was in der That hätte er in jenen leuchtenden Tagen vermissen können? Er selbst scheint diese Jahre unter die glücklichsten seines Lebens gezählt zu haben; so oft er von dem behaglichen Dasein in der kleinen Universitätsstadt erzählte, verbreitete sich auf seinem Antlitz der Schimmer dieser goldenen Zeit. — Auch von auswärts kam ihm vielfach Anerkennung. Als früherer Redacteur seines Archives stand er nach allen Seiten hin in lebhaftem literarischem Verkehr; eine grosse Zahl von gelehrten Gesellschaften hatte ihn zum Mitgliede er-

wählt. Die Ferien wurden immer, seiner alten Neigung gemäss, zu Reisen benutzt. Im Jahre 1845 besuchte er Italien, wo er auf einer Naturforscherversammlung Bekanntschaft mit E. H. Weber machte, 1849 Belgien und Holland, wo er sehr ehrenvoll bei den dortigen Klinikern aufgenommen wurde.

Die politische Erregung jener Jahre ging natürlich auch an ihm nicht spurlos vorüber, doch verspürte er weder Neigung noch Talent, selbst thätig in die Fluth der Bewegung sich zu mischen, er blieb immer mehr theilnahmsvoller Beobachter, als rühriger Parteimann, und äusserte seiner Frau gegenüber vielfach seine Befriedigung, dass ihm seine Stellung als Arzt und Gelehrter die Möglichkeit, sich neutral zu verhalten, wesentlich erleichtere.

Sein Hauptinteresse blieb doch immer seinem Fache zugewandt; die kritische und polemische Richtung hatte er verlassen, und blieb ihr — bis auf einzelne Streifzüge, die namentlich den Uebergriffen von nichtärztlichen Naturforschern auf das medicinische Gebiet galten — in seiner öffentlichen Thätigkeit dauernd abhold. Es galt ihm jetzt, nicht mehr zu zerstören, sondern zu schaffen; und schon vor 1845 hatte er den Plan gefasst, in einem grossen Handbuch der speciellen Pathologie den modernen Standpunkt umfassend zur Geltung zu bringen. Auf die Ausführung desselben concentrirte sich in diesen Jahren nun seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit. Im Juni 1846 erschien ein Theil des Werkes und zwar zuerst die erste Abtheilung des dritten Bandes, Herz- und Brustkrankheiten umfassend, und in den Jahren 1847 bis 1850 kamen der Rest des dritten und der erste Band allmälig zur Vollendung.

Noch ehe sie der Oeffentlichkeit übergeben waren, erging an ihn der Ruf nach Leipzig und damit endete die erste Epoche seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit, die, glänzend begonnen und zu dauernder innerer Befriedigung entwickelt, in den unvergesslichen acht Tübinger Jahren enthalten war.

Schon im Jahre 1848, als der Lehrstuhl des Leipziger Klinikers durch Clarus' Abgang erledigt war, hatte er zu seiner Frau geäussert, Leipzig sei der einzige Ort, den er gegen Tübingen gern austauschen möchte, und als Oppolzer nach Wien berufen war, erinnerte ihn jene scherzend daran. Doch waren die Gedanken durchaus nicht ernstlicher nach jener Richtung gelenkt, als — gerade am Ostertage 1850 — ganz überraschend an Wunderlich die Berufung gelangte. So war ihm denn auch dieser leise Wunsch erfüllt; aber jetzt zeigte sich doch gleichzeitig die Anziehungskraft des alten

Tübingen. Als die Sache bekannt wurde, versuchte nicht nur die württembergische Regierung (besonders der Kanzler v. Wächter) mit allen möglichen Mitteln ihn zu halten, sondern auch seine Collegen der Universität zeigten ihm — „in ganz unerwarteter Weise“, wie er an den sächsischen Minister schreibt — eine solche Anhänglichkeit und Zuneigung, dass es ihm äusserst schwer wurde, sich von seiner Heimath loszureissen. Die Verhandlungen zogen sich hin, erst im Juni, und nach persönlichem Eingreifen des Ministers von Beust, kamen sie zu einem für Leipzig günstigen Abschluss. Im Sommer 1850 fand die Uebersiedelnug dorthin statt und am 27. October desselben Jahres begann Wunderlich seine Lehrthätigkeit in der Klinik des Jacobshospitals.

Es war keine leichte Aufgabe, die hier seiner wartete. Nur wenige Jahre zwar hatte Oppolzer an dieser Stätte gewirkt, aber sie hatten genügt, diesem im Gebiete der ärztlichen Praxis wohl unvergleichlichen Genie, das gerade in Leipzig die volle Mannesreife erlangte, eine unbegrenzte Verehrung der Aerzte sowohl, wie eine allgemeine Popularität im Publicum des ganzen Landes zu erwerben. Es konnte nicht leicht einen grösseren Unterschied geben, als er zwischen diesen beiden Männern bestand. Jener inmitten des massenhaften Beobachtungsmaterials einer grossen Stadt aufgewachsen, mit einem phänomenalen Gedächtniss für alle Einzelheiten jeder gemachten Erfahrung, stets den Blick auf den concreten Fall gerichtet, den er mit intuitiver Schärfe durchdrang; dieser an einem immerhin beschränkten Materiale einer kleinen Universitätsstadt sich heranbildend, im Besitz einer Fülle von Wissen, aber gern der theoretischen Speculation, selbst dem Einzelfalle gegenüber, zugewandt; dort alles naive Genialität, hier bewusste Reflexion; dort der niemals eine Zeile schreibende Praktiker, hier der berühmte ärztliche Schriftsteller. Auch im Aeusseren prägte sich die verschiedene Wesenheit beider deutlich aus. Oppolzer war in seinem Auftreten sehr einfach, in seinem Aeusseren sogar nachlässig, im Umgange cordial und von stets bereiter Affabilität; von seinem früheren Berufe her war, wie er selbst wohl scherzend äusserte, noch ein Anflug von Schulmeisterlichkeit über seinem Wesen verbreitet. Wunderlich dagegen erschien mit der Tournüre des vollkommensten Weltmannes, die schlanke jugendliche Gestalt mit Eleganz gekleidet, vornehme Reserve in den feinen Zügen und im Verkehr von der schneidigen Schärfe, die den jungen Schriftsteller schon gekennzeichnet hatte, und die jetzt in den neuen Verhältnissen sich zunächst

wohl etwas stärker wieder hervorkehrte. Als er beim ersten vorläufigen Besuche den Hof des Hospitales betrat, hielten ihn die Studenten für einen fremden Reisenden von Distinction, das Erstaunen war gross, als es hiess, es sei Wunderlich. Aber Eines hatte er vor seinem Vorgänger voraus, was ihn bald zum verehrten Lehrer der Jugend machen sollte, das war der innere Schwung, das Feuer, der Elan seines ganzen Wesens, das dann unwillkürlich auch den Fernstehenden mit sich fortriss.

Während der ersten Jahre seiner Leipziger Wirksamkeit, während welcher er noch in geringerem Grade durch die verschiedenen Aemter, die sich nach und nach über ihm häuften, in Anspruch genommen war, entwickelte er einen eisernen Fleiss. Noch ehe (im Jahre 1854) die erste Auflage seines grossen Handbuches zum Abschluss gekommen war, machte sich eine zweite nothwendig, die eine vollständig neue Arbeit darstellte. Er brachte sie in den 4 Jahren 1852 bis 1856 zu Stande. Man darf in der That staunen über die Fülle des positiven Wissens, die in diesen Bänden aufgespeichert liegt, über die historischen und literarischen Kenntnisse, die der Autor besessen, über die Geschicklichkeit und Klarheit, mit welcher der colossale Stoff angeordnet ist, über die Arbeitskraft, die sich in dieser Leistung zu erkennen giebt. Von einem Einzelnen ist weder vorher noch nachher ein solches Handbuch geschrieben worden. Einer der zur Hülfe herangezogenen damaligen Assistenten pflegte vor den Stunden, in denen Wunderlich dictirte, in einem bis dahin gebräuchlichen guten Buche über die betreffenden Stoffe nachzulesen: er war ganz erstaunt über die Massenhaftigkeit der Kenntnisse, die Wunderlich während des Dictirens spielend aus dem Gedächtnisse entwickelte. — Aber das Buch würde zu gering beurtheilt sein, wenn ihm nur der Werth der Compilation eines noch so grossen Wissens zugeschrieben würde. Es ist nach einem ganz bewussten Gesichtspunkte, in einer ganz bestimmten Tendenz abgefasst, und die ganze Bedeutung W.'s für die medicinische Wissenschaft lässt sich aus demselben verstehen und abstrahiren. Wunderlich war specieller Patholog im engsten und strengsten Sinne des Wortes. „Die Pathologie", sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Handbuchs, wo sich sein Standpunkt am klarsten gekennzeichnet findet, „ist eine Wissenschaft von Thatsachen." Diese Thatsachen auf den Grad ihrer Zuverlässigkeit zu prüfen, die Krankheiten als die abnormen Erscheinungen und Ereignisse an den Organen des Körpers so zu schildern, wie sie wirklich sind, wie sie sich dem mit allen

Hülfsmitteln möglichst exacter Methoden Ausgerüsteten darstellen, das betrachtete er als seine. Aufgabe. Er will beschreiben und durch die Beschreibung, durch die Darlegung des Factischen das Verständniss desselben erzielen. „Der innere Zusammenhang muss sich aus der Darstellung als eine Nothwendigkeit ergeben“, mit anderen Worten, er sucht aus einer genauen Beschreibung und Ordnung der Krankheitserscheinungen Regeln und Gesetze abzuleiten, die ihre dauernde Gültigkeit besitzen, unbekümmert um die Erklärung dieser Gesetze. Er steckt seiner Thätigkeit ganz bestimmte Grenzen, und er stemmt sich mit allen Kräften gegen die Hypothese. Es ist charakteristisch, dass in seinem Handbuche niemals von einer Pathogenie die Rede ist, er hielt, seinem ganzen Bildungsgange gemäss, die Versuche, mit Zuhülfenahme der normalen Physiologie die pathologischen Thatsachen zu erklären, für verfrüht, und es verdient hervorgehoben zu werden, dass, obwohl er seiner Richtung den Namen physiologische Heilkunde gab, er doch niemals ein pathologischer Physiolog gewesen noch geworden ist. Aus diesem Grundzuge seines Wesens erklärt sich die von seinem Standpunkte aus durchaus unpersönliche und nicht etwa muthwillige Kritik, die er jedem Versuche, auf dem genannten Wege in das Verständniss der Pathologie einzudringen, mit Heftigkeit entgegensetzte, erklärt sich seine ganze Auffassung der Geschichte seiner Wissenschaft, erklärt sich seine Polemik gegen Liebig sowohl, wie später gegen Henle und Virchow. — Es ist ohne Weiteres zuzugeben, dass diese Richtung angesichts der Fortschritte, welche die allgemeine Pathologie in den letzten Jahrzehnten gemacht, auf die Dauer nicht einseitig festgehalten werden durfte, dass mit dieser Auffassung die von Wunderlich selbst erkannte Gefahr, in den alten Ontologismus zu verfallen, wenigstens nahe lag, dass sie ein für die Anregung der nachfolgenden Generation so wichtiges Ferment zu wenig würdigte — für die Leistungen, die gerade nunmehr aus der Leipziger Klinik hervorgehen sollten, die Wunderlich's Namen für immer mit der medicinischen Wissenschaft verbinden sollten — war sie durchaus gerade die geeignete. Schon lange vor ihm hatten die Aerzte dann und wann das Thermometer zur Messung der Wärme des Kranken angewandt, Wunderlich selbst war durch äussere Anregung (seitens Traube) erst auf dieses Beobachtungsmittel aufmerksam gemacht worden, und er selbst hatte sich — wie er es immer zu thun pflegte, wenn etwas Neues an ihn herantrat — im Anfang sehr vorsichtig und

zweifelhaft über den Werth desselben ausgesprochen. Es ist interessant, wie er anfangs gegen seine Assistenten, welche die Messungen ausführten, manchmal im Einzelfalle fast geringschätzig und wie von einem überflüssigen Beiwerke von den gefundenen Zahlen sprach — ganz ähnlich, wie es noch nach seinen Publicationen von anderen Seiten eine Zeit lang zu geschehen pflegte. Aber dieses Stadium des Zweifels hielt bei ihm nicht lange an, eben weil die bisher eingehaltene Richtung ihn daran gewöhnt hatte, in die Einzelheiten der krankhaften Phänomene als solche sich liebevoll zu versenken, und sein Blick in dieser Region seit lange ein besonders geschärfter war. Ohne Rücksicht auf die physiologische Deutung der Wärmebildung im Organismus und ihrer Abweichungen, ja mit vollem Bewusstsein dieselbe vernachlässigend („verzichten wir", sagt er in dem die lange Reihe seiner Arbeiten einleitenden Aufsatze, Archiv für physiologische Heilkunde 1857, „vorläufig auf die theoretische Deutung des Phänomens. Ihre Unmöglichkeit schmälert nur wenig dessen praktischen Werth"), erobert er, nachdem er einmal den Werth des Zeichens für die Pathologie erkannt, im Fluge deren gesammtes Gebiet für die neue Untersuchungsmethode, und gelangt so zu den Entdeckungen, die ein ganz neues Licht über die acuten fieberhaften Erkrankungen verbreiten sollten. In zwanzig während der Jahre 1857 bis 1869 sich folgenden Abhandlungen entwickelte er mit der Klarheit und Präcision und in der feinen und anziehenden Schreibweise, die alle seine Arbeiten auszeichnete, die Lehren, welche er 1868 in seinem man darf wohl sagen weltbekannt gewordenen Buche „über das Verhalten der Eigenwärme" etc. zusammenfasste, und die jetzt das Gemeingut der gesammten medicinischen Welt sind. — Es war eine positive, fundamentale und dauerhafte Leistung, mit welcher hier die specielle Pathologie bereichert wurde. Es wurde klar der Typus, das Gesetzmässige im Gange gewisser Krankheiten dargelegt, der früher nur in unbestimmten Umrissen bekannt war, es wurde mit aller Schärfe der für das ärztliche Handeln schwerwiegende Begriff des normalen und anomalen Krankheitsverlaufes eingeführt, und erst jetzt so meisterhafte Schilderungen, wie sie Wunderlich z. B. vom Scharlach gegeben, ermöglicht, es wurden entscheidende Gesichtspunkte für Diagnose und Prognose aufgestellt, es wurde ein neuer und interessanter Weg, die Wirkung von Arzneimitteln zu prüfen, eröffnet, und es bekam die ganze moderne Fieberbehandlung hier ihren Anstoss. Und diese Leistung war wirklich auf dem Wege erreicht, den

Wunderlich sich vorgeschrieben hatte, eine erleuchtete Prüfung reiner pathologischer Thatsachen war eine Quelle zum Verständniss verketteter Vorgänge auf diesem Gebiete geworden.

Aber noch in einer anderen Beziehung war der oben geschilderte Standpunkt, den Wunderlich innerhalb seiner Wissenschaft einnahm, segensreich für seine Wirksamkeit: für seine Leistungen als klinischer Lehrer, als Heranbildner praktischer Aerzte. Wer so, wie er, den Schwerpunkt der eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit in der sorgfältigsten Darlegung der krankhaften Erscheinungen suchte, wer durch die kritische Untersuchung der Symptome das Verständniss der Krankheiten zu gewinnen strebte, dem musste beim Unterricht natürlich vor allem daran gelegen sein, die Methode des Erkennens der verschiedenen lokalen Abweichungen und ihrer besonnenen Vergleichung und Verwerthung auf's Feinste auszubilden. Und in dieser Richtung wirkte er denn auch wahrhaft befruchtend auf seine Zuhörer ein. Die Art, wie er die Anamnese und den Status praesens bei seinen Kranken aufnahm oder aufnehmen liess, stellte fast in jedem einzelnen Falle ein Muster für alle anderen dar. Die Bilder, die er in der Klinik entwarf, waren nicht in der Rembrandt'schen Weise gemalt, so dass nur ein Theil der Aufnahme in die hellste Beleuchtung fiel, während die übrigen in den Schatten zurücktraten, stets gewöhnte er das Auge, in jedem Falle alle Einzelheiten, alle Erscheinungen auch an den nicht unmittelbar betheiligten Organen in hellem Lichte vor sich zu sehen, und schulte so seine Zuhörer, immer den vollen Eindruck des Kranken, nicht einer so oder so zu nennenden Krankheit in sich aufzunehmen. Ganz besonders interessirten ihn deshalb auch immer diejenigen Krankheiten, wo es am deutlichsten darzulegen war, wie der Gesammtorganismus beim Erkranken voll in Anspruch genommen war, die sogenannten Constitutionskrankheiten. Für die Stellung der Diagnose hielt er darauf, dass bei der Beurtheilung jedes auch das kleinste scheinbar nebensächliche Moment mit in Rechnung gezogen wurde. Der Assistent war nicht selten erstaunt, wie fein sein Gedächtniss und sein Gefühl in dieser Beziehung war; Dinge, die vorher referirt waren und von ihm kaum gehört worden zu sein schienen, kamen bei der klinischen Erörterung ganz am rechten Platze zum Vorschein und wurden dabei in eine Beleuchtung gerückt, dass ihnen oft mit Einemmale mitten in der Diction eine ungeahnte Handhabe für das Urtheil entlockt wurde. — Und ebenso wie die Diagnose war seine Therapie durchaus auf den individuellen Fall gerichtet, wohl

durchdacht und motivirt. — Immer — so lange nicht Krankheit seine Kräfte untergraben hatte — pflegte er sich zur Eruirung des Thatbestandes der dialektischen Methode zu bedienen, unter seinen Augen mussten der Praktikant und nach früherem Modus die Examinanden im Beisein der Zuhörerschaft die Krankenaufnahme machen. Dabei war seine Kritik eine scharfe, und Mancher trug eines seiner geflügelten Worte, die mit schneidender Ironie gewürzt sein konnten, auf seinen Schultern durch die Klinikerzeit hindurch. Aber das erhöhte nur die gespannte Aufmerksamkeit, das zog die Fähigeren immer von Neuem an, und liess die trägen Ingenien niemals in den absoluten Schlendrian verfallen. Alle aber wurden an eine denkende Beobachtung gewöhnt, aus seiner Schule konnten blosse Routiniers nicht hervorgehen. Unterstützt aber wurde diese Art des Unterrichts und gekrönt seine Leistung als klinischer Lehrer durch die Macht seiner eigenen Individualität. Es hat immer etwas Missliches, diese eigenthümliche Wirkung, die von der Persönlichkeit ausgeht, und die so ganz besonders auf die Jugend ihren gewaltigen Einfluss übt, in Worte zu fassen. Es ist schon mehrfach der äusseren Erscheinung Wunderlich's gedacht, die zweifellos hier mit in's Spiel kommt. Trat er, umgeben von einem kleinen Cortège von Assistenten und Famulis, zwischen denen seine Gestalt, seine vornehmen Züge, seine souveräne Haltung sich vortheilhaft abhoben, in den Saal herein, so bemächtigte sich der Zuhörer unwillkürlich eine gewisse Spannung und beim Anfänger eine leichte Beklemmung, deren er aber bald unter dem Zauber seiner Beredtsamkeit ledig wurde. Denn diese stand gerade in Contrast mit seinem sonstigen Wesen. Einer seiner Schüler nennt sie naturwüchsig, und sie hatte in der That etwas Elementares. Er excellirte nicht durch eine unerschütterliche Gelassenheit, durch olympische Ruhe, sein Vortrag hatte vielmehr etwas Bewegtes, sogar Leidenschaftliches. Er ging völlig in seinem Gegenstande auf, er zeigte sich selbst begeistert von seiner Aufgabe und begeisterte so seine Zuhörer. Das Wort stand ihm leicht und flüssig zur Verfügung, seine glänzendsten rhetorischen Leistungen waren die Epikrisen der Sectionsfälle unmittelbar nach der Autopsie.

Dies Alles, verbunden mit einem nur sachlich strengen und oft schonungslosen, persönlich dagegen stets höchst liebenswürdigen, humanen, und oft fast collegialen Verhalten gegen die Kliniker gewann ihm nicht nur deren Verständniss, sondern ihre wahrhaft herzlichen Sympathien. Es liegen mir zwei Briefe

von distinguirten Schülern aus seiner besten Zeit (ums Jahr 1860) vor, die beide übereinstimmend sich dahin aussprechen, dass sie keinen aller der klinischen Lehrer, die sie an den verschiedenen grossen Universitäten nachher gehört, über Wunderlich, nur wenige ihm gleichstellen. Der eine dieser Briefe schliesst: „Verzeihen Sie, wenn mir das Herz zuweilen mit der Feder durchging."

Es ist begreiflich, dass Wunderlich, mit den besprochenen Eigenschaften ausgerüstet, in dem durch ihn so bekannt gewordenen Leipziger Jacobshospital die erspriesslichste und ihn selbst befriedigendste Thätigkeit finden musste. Die Zahl seiner klinischen Zuhörer wuchs in den ersten Jahren rasch und erreichte schon im Winter 1853—1854 die Höhe von 78, auf welcher sie sich mit Schwankungen ein Jahrzehnt lang hielt, um von da an noch weiter zu steigen. Seit dem Umzug in's neue Barackenkrankenhaus war sie fast stets über 100. Immer war er während dieser langen Zeit bedacht, neue Mittel und Wege ausfindig zu machen, um das Krankenmaterial möglichst nutzbringend für die Studirenden zu verwerthen, und fast jedes Semester brachte irgend einen neuen Gedanken. Ueberhaupt war er immer voll von Plänen und Entwürfen, die auf den verschiedensten Gebieten sich bewegten, die er mit fast ungeduldiger Energie zur Ausführung brachte, um kaum, nachdem dieselben angebahnt, sich schon etwas Neuem zuzuwenden. Seine Thätigkeit war gar oft eine beinahe fieberhafte. Noch während der Jahre, wo er sein Handbuch schrieb, hatten sich die Anforderungen an ihn vielfach vermehrt, er war (1854) Medicinalbeisitzer der Königl. Kreisdirection geworden, er hatte die Stelle eines begutachtenden Arztes an der Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft übernommen; eine, wenn auch gewählte, Privat- und Consultationspraxis nahm ihn immerhin nicht unerheblich in Anspruch. Besondere Erwähnung verdient hier auch die Thätigkeit, die er als Mitglied der medicinischen Facultät entwickelte. Ueber die Natur derselben spricht einer seiner langjährigen Collegen in folgender Weise sich aus: „Entsprechend seiner Meisterschaft in der Dialektik besass er die für eine Facultät nicht hoch genug zu schätzende Fähigkeit, in collegialen Berathungen stets mit grösster Klarheit den Gegenstand zu erfassen, aus den verwickeltsten Verhältnissen schnell den Kern der Sache herauszuschälen und das Nebensächliche abzustreifen, namentlich aber mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und seltener Feinheit der Darstellung die schriftlichen Gutachten sowohl über wissenschaftliche Fragen, als auch über

Verwaltungsangelegenheiten zu entwerfen. Eine ganze Reihe solcher meist nicht in die Oeffentlichkeit kommender Arbeiten können als vollkommen mustergültig betrachtet werden."

Kaum aber nach Beendigung seiner Pathologie wandte er sich neuen Aufgaben zu. Zunächst übernahm er 1857 wieder die Redaction des Archives, die er bis 1860 leitete; und jetzt begann er auch selbst wieder reichlich Beiträge demselben zu liefern. Ausser den schon besprochenen Abhandlungen über seine thermometrischen Forschungen erschien noch 1856 die Abhandlung über den Einfluss der Blutverluste auf Pneumonie, der sich noch eine ganze Reihe werthvoller therapeutisch-kritischer Untersuchungen anschloss; gleichsam eine Ausführung des von ihm selbst in seiner Leipziger Antrittsrede (ein Plan zur festeren Begründung der therapeutischen Erfahrungen 12. März 1851) aufgestellten Programms (ein bestimmtes Mittel zum Untersuchungsobject zu nehmen und dessen Wirksamkeit mit allen kritischen Cautelen in verschiedenen Krankheiten zu prüfen, statt, wie bisher, die einzelnen Krankheiten auf verschiedene Mittel zu untersuchen). So erschien 1857 die Abhandlung über die Calomelwirkung im Typhus; 1861 diejenige über die Wirkung des Silbersalpeters bei der progressiven Spinalparalyse, 1862 diejenige über den Nutzen der Digitalis bei Typhus und noch 1869 die Mittheilung über zwei Genesungsfälle von Tetanus. — In einer anderen Reihe von Abhandlungen sucht er mit mehr oder weniger Glück seinen oben geschilderten speciell pathologischen Standpunkt in der Darstellung einzelner dunklerer Erkrankungsformen zur Geltung zu bringen; so in der Abhandlung über spontane und primäre Pyämie (1857), in denjenigen über Miliartuberkulose (1859 und 1860), über perniciösen Icterus (1860 und 1863), über Peripleuritis, Trichinose, Tetanus (1861), über Pseudoleukaemie (1858 und 1866) u. a. m.

Daneben verwendete er aber auch auf seine theoretischen Vorlesungen eingehenden Fleiss. Ausser den alljährlich sich wiederholenden Vorlesungen über die gesammte specielle Pathologie trug er (Sommer 1858) die Geschichte der Medicin vor, wobei er die Resultate seiner vieljährigen Studien zusammenfasste und mit seiner originellen Auffassung beleuchtete. Im folgenden Jahre gab er diese Vorlesungen, sehr bereichert und erweitert, in den Druck. Noch in seinen letzten Lebensjahren wurde er angeregt, eine neue Auflage dieses gänzlich vergriffenen Buches zu veranstalten, konnte sich aber nicht dazu entschliessen.

Ferner las er mit grosser Vorliebe über Bäderlehre. Er hatte, wie wenig Andere, durch seine ausgedehnten Reisen, die er immer mit ganz besonderer Rücksicht auf die verschiedenen Arten klimatischer und balneologischer Therapie unternahm, eine bis in's Detail genaue Kenntniss beinahe sämmtlicher deutscher und vieler französischer, englischer und italienischer Kurorte, und wusste ebenso gründlich wie farbenreich seine Schilderungen zu gestalten, so dass seine Schüler in diesem therapeutischen Fache zu den trefflichst informirten gehörten. Selbst publicirt hat er in dieser Richtungnur einenn höchst anziehend geschriebenen Aufsatz (1869), die Frucht einer Reise nach Italien und Corsica.

Sodann las er mehrere Male auch über Psychiatrie; und diejenigen, welche diese Vorlesung gehört, sind noch heute voll Rühmens derselben. Die Schärfe seiner Begriffsbestimmungen der einzelnen krankhaften psychischen Symptome war eine äusserst eindringliche und anregende. Der völlige Mangel an Kranken verleidete ihm mit der Zeit die Fortsetzung dieser Vorlesungen, indessen zeigte er noch viel später eine grosse Neigung für dieses Fach, und hätte, als es sich um die Schaffung einer psychiatrischen Klinik für Leipzig handelte, nicht übel Lust gehabt, die Stellung selbst zu übernehmen, wenn nicht seine in's Wanken gerathende Gesundheit ihm jetzt schon hinderlich zu werden gedroht hätte.

Endlich in der ersten Hälfte der 60er Jahre schuf er sich ein neues Vorlesungsthema, mehrere Semester lang trug er über Krankenthermometrie vor: es war — wie er es immer zu thun liebte — die Vorbereitung auf sein schon oben besprochnes Werk.

Nach neunjährigem segensreichen und immer befriedigender sich gestaltenden Aufenthalt in Leipzig trat die Frage eines erneuten Wechsels in der wissenschaftlichen Wirksamkeit an ihn heran, im Juni 1859 erhielt er einen Ruf an die durch Frerichs' Fortgang freigewordene Klinik in Breslau. — Er ergriff anfangs den Gedanken einer Aenderung mit grossem Eifer, aber schliesslich entfaltete Leipzig seine bekannte Anziehungskraft auch ihm gegenüber, und er blieb in den liebgewordenen Verhältnissen.

Sie waren damals auch nach allen Beziehungen befriedigende. Neben der oben dargelegten glücklichen Stellung als Lehrer und Forscher, auf deren Höhepunkte er sich befand, war er auch nach der socialen Beziehung hin in der sächsischen Stadt vertraut und heimisch geworden, und hatte soeben ein glückliches Home in dem selbsterbauten Hause sich gegründet.

Dieses Haus umschloss recht eigentlich das innere Glück, den Herzensinhalt seines Lebens. Wenngleich mit geselligen Talenten begabt, und auch viel in der Gesellschaft sich bewegend, schloss er sich doch an Niemanden in einer innigeren Weise an. Seinem Wesen war eine grosse Reserve in allen wärmeren Herzensbeziehungen gegen alle ausserhalb Stehenden eigen, sie war ihm theils angeboren, theils ein Resultat seiner Erziehung während der Jugendjahre. Er hat auch in seinem Fache nur äusserst wenige Freunde gehabt — es waren seine Jugendfreunde —, er hat nie einer Coterie angehört, sich stets wenig um die gemeinsamen Vereinigungen seiner Fachgenossen gekümmert, er hatte auch in socialer Beziehung wenig Sinn für die Gemeinsamkeit der Interessen; seine Freunde waren sein Weib und seine Kinder. Hier aber, in seiner Familie, concentrirten sich auch mit aller Wärme die positiven Fähigkeiten seines Gemüths. Und diese waren gross.

Es war ein bittres Geschick, dass von dieser Seite gerade ihn die Schläge treffen sollten, die seine Widerstandskräfte verhältnissmässig frühzeitig untergruben.

Noch war seine Seele durch den Verlust des ältesten Sohnes auf's tiefste bekümmert, da raubte ihm im Jahre 1864 die damals in Leipzig seit wenig Jahren erst epidemisch aufgetretene Diphtheritis sein jüngstes Töchterchen, ein liebliches Kind, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing. Er war gebrochen, er vermochte sich kaum zu fassen, und es gelang dem Zuspruch seiner Freunde schwer, ihn zu sich zurück zu bringen. Aber die Arbeit war sein Trost und seine Hülfe. Nicht lange nachher begann das epidemische Auftreten einer bis dahin in Deutschland nicht bekannten Erkrankung, der Cerebrospinalmeningitis, in Leipzig sein medicinisches Interesse auf's Höchste in Anspruch zu nehmen. Es ist dem Verf. dieses noch erinnerlich, wie W., nachdem die zwei ersten ganz rapid verlaufenden Fälle in die Klinik gekommen waren, unter Vorlegung der einschlägigen französischen Literatur, die Diagnose auf diese Krankheit stellte und das Erscheinen der Epidemie vorhersagte. Die Art, wie er — ganz in dem an ihm gewohnten Geiste aufmerksamster pathologischer Detailuntersuchung — die einzelnen Fälle der Epidemie beschrieben (Archiv 1864 und 1865), hat einen werthvollen Beitrag zur Kenntniss der Krankheit geliefert. — Die nächsten Jahre waren für Leipzig durch die Invasion der Cholera ominös, 1865 kamen einzelne Fälle, 1866 die grosse Epidemie, die einzige, die W. in Leipzig zu sehen Gelegenheit hatte. Dieser Seuche gegen-

über waren es vornehmlich die allgemeinen Gesichtspunkte, ihre Verbreitungsweise, die prophylaktischen Maassregeln gegen dieselbe, die ihn lebhaft beschäftigten.

Schon Ende 1865 hatte er — damals noch kaum die Intensität der Epidemie ahnend, die Leipzig erleben sollte — mit seinem Freunde Griesinger, mit Pettenkofer und Macpherson eine Conferenz in Leipzig. Mit ersteren beiden wurde eine kurze Anleitung entworfen, welche die wichtigsten leitenden Punkte feststellte, nach denen man die Choleraepidemieen beobachten, nach denen man ihren Ausbruch und ihre Vergrösserung zu verhüten suchen sollte. (Choleraregulativ 1866.) Die Aufregungen der Kriegsereignisse verbanden sich mit den drohenden Vorboten der ganz Deutschland überziehenden Pandemie; noch während des Sommersemesters hatte W. Gelegenheit, eine grössere Zahl Cholerakranker seinen Zuhörern zu demonstriren und auch die jüngeren Kliniker zu Hülfsärzten für die schlimmen Tage heranzubilden. Während der Epidemie selbst hatte er die Oberleitung sämmtlicher hier getroffnen Einrichtungen; die Cholera-Abtheilung des Jacobshospitals behielt er noch in der eignen Hand. Aber seine Zeit war zu sehr in Anspruch genommen und zersplittert, als dass es ihm möglich gewesen wäre, dem Studium des pathologischen Details die gleiche Hingebung, wie in früheren Zeiten, zu widmen. Mit grossem Eifer aber betheiligte er sich an der durch seine und der beiden Obengenannten Anregung im Frühjahre 1867 zusammengetretenen Choleraconferenz.

Die Anstrengungen des Vorjahres waren inzwischen doch nicht ohne Nachtheil auf seine Gesundheit geblieben. Im November 66 erkrankte er an einer Lungenentzündung, die ihn mehrere Wochen an's Zimmer fesselte und eine gewisse Reizbarkeit während des ganzen Winters zurückliess. — Eine Erholungsreise nach Südfrankreich erfrischte und kräftigte ihn wunderbar. — Auch eine im Frühjahr 1868 nach England unternommene Reise brachte ihm mancherlei geistige Anregung.

Die nächsten Jahre liessen ihm eine neue Aufgabe erwachsen, welche neben der grossen Anregung, die sie für sein lebhaft dabei interessirtes Ingenium enthielt, doch auch eine ganze Reihe von Verdriesslichkeiten, kleinen Reibereien und Aergernissen mit sich führte, welche nicht geeignet waren, seine doch etwas abwärts sich neigenden Körperkräfte zu verbessern. Es war der neue Hospitalbau, schon von Anfang der 60er Jahre an geplant, und, nach langen Discussionen zwischen den verschiedensten officiellen und nicht officiellen Körperschaften und

Persönlichkeiten, freilich schliesslich zur allgemeinen und namentlich zu W.'s persönlicher grosser Befriedigung im Jahre 1871 zur Vollendung gebracht.

Unterdessen war ihm aber auch eine neue Freude herangeblüht. Sein noch einziger Sohn, der sich dem väterlichen Berufe widmen wollte, trat in die Zeit der klinischen Studien ein. Dieser hing mit aufrichtiger Bewunderung an seinem Vater, der ihn mit zärtlichem Stolze selbst in die Kenntniss der Krankheiten einzuführen eifrig war. Vielfältige Anregung kam so in seine eigene klinische Thätigkeit herein. Da erkrankte dieser Vielgeliebte im Winter 1869/70 an einem sehr schweren Abdominaltyphus; fünf lange Wochen hindurch musste ihn der väterliche Arzt in ernster Lebensgefahr und mehrmals nahe am Rande des Grabes schweben sehen; es war eine Zeit ebenso furchtbarer psychischer Erregung wie körperlicher Anstrengung. Denn kaum auf Stunden gelang es, ihn vom Krankenbette zu entfernen. Zwar erfolgte die Genesung und er hatte die Freude, den Sohn in frischer Kraft am deutschen Kriege theilnehmen zu sehen; aber die Nachwirkungen jener Zeit blieben doch nicht aus. Beinahe jedes folgende Jahr brachte nun eine Zeit längeren Unwohlseins. Er hielt die anstrengende Zeit des Kriegsjahres, wo das gesammte Kriegsmedicinalwesen in Leipzig unter seiner Oberleitung stand, sowie der sich anschliessenden grossen Pockenepidemie (die er kurz beschrieb; Archiv 1872) leidlich aus; aber im Frühjahr 1871 erkrankte er gerade während des Umzugs der Klinik in's neue Krankenhaus an einem sehr heftigen Trachealcatarrh mit blutigem Auswurf. Mehrfach stellten sich Anfälle von äusserst beängstigenden Herzpalpitationen ein.

Die Klinik kostete ihm, wenngleich er selbst dadurch sich immer neu angeregt fühlte, doch jetzt nicht selten wirkliche Anstrengung, er war nicht mehr im Stande lange zu stehen, und hielt sie in einem grossen Saale des neuen Krankenhauses grösstentheils sitzend ab. So kam es, dass, als im Frühjahr 1871 er das Anerbieten erhielt, Leibarzt des Königs und Präsident des Landesmedicinalcollegiums zu werden, er es doch in sehr ernstliche Erwägung zog, ob er diesem Rufe nicht Folge leisten und die Lehrthätigkeit aufgeben solle. Indessen zog er es schliesslich doch vor, seinem anstrengenden Lehrberuf, an dem er mit so grosser Liebe hing, auch fernerhin treu zu bleiben. Der folgende Winter fügte aber den auf W. lastenden Aemtern ein neues hinzu: er wurde zum Rector der Universität gewählt, und trat sein Amt im October mit einer

interessanten Rede „über die relative Gesundheit in den productiven Lebensaltern" an. Noch war die Pockenepidemie nicht zu Ende, noch erforderten die neuen Verhältnisse im kürzlich erst bezogenen Krankenhaus eine gesteigerte Thätigkeit in diesem; und man kann billig über die Leistungen, die sich W. selbst zumuthete und durchführte, verwundert sein. Aber er hatte doch über seine Kräfte gearbeitet. Noch während des Winters und im folgenden Sommer magerte er in einer ihn selbst erschreckenden Weise ab, und immer von Neuem wiederholten sich seine Trachealcatarrhe. Die Osterferien 1872 benutzte er zu einer Reise nach Italien, wo er sich etwas erfrischte; aber der heisse Sommer strengte ihn wieder so an, dass er sich zu seinem Leidwesen genöthigt sah, auf seine Theilnahme an der in Leipzig tagenden Naturforscherversammlung zu verzichten, und in Ems Erholung zu suchen. Der Gebrauch der dortigen Quellen nützte ihm aber nur wenig, nicht recht erquickt kehrte er zurück.

Zwar schienen sich seine Kräfte auf's Neue zu heben, als er den Sohn, nach Vollendung der Studienreisen, von Ostern 1873 ab in der Stellung seines Assistenten wieder neben sich sah. Wenn er, Arm in Arm mit ihm, vom Krankenhause heim wandelte, da erschien sein Schritt wieder elastischer, sein Antlitz frischer, seine ganze Haltung verjüngt. Selbst seine klinischen Vorträge wurden lebhafter als seit geraumer Zeit, seine damaligen Assistenten und Zuhörer wussten nicht genug zu rühmen, wie regenerirt sein ganzes Wesen sich ausnahm. Er machte Pläne über eine Arbeit, die er gemeinschaftlich mit dem Sohne vornehmen wollte; er machte neue therapeutische Versuche. — Aber nur kurz sollte auch diese glückliche Zeit für ihn währen. Nach ganz kurzem Kranksein, fast plötzlich, entriss der Tod ihm (Sommer 1873) die Hoffnung seiner alternden Tage. Es brach ihm das Herz. Treu hatte die schwergeprüfte edle Gattin ihm die bitteren Schicksale des letzten Jahrzehntes tragen helfen, treu und aufrecht hat sie sich gehalten, dem gebrochenen Manne während der folgenden Jahre zunehmender Entkräftung eine feste Stütze zu sein. — Er ist von da an nie wieder zu einem dauernden Aufschwung gekommen. Die besten Stunden seiner trüben Tage waren zwar, wie er selbst oft äusserte, diejenigen, die er in der Klinik zubrachte, und bis zuletzt hatte er noch glänzende Momente, aber in der Hauptsache war es doch ein mühsames Sichhinschleppen. Von selbstständigen Arbeiten erschien nur noch eine Abhandlung in der Volkmann'schen Samm-

lung klinischer Vorträge über Hirnsyphilis, wo er sich allerdings noch immer als der alte Meister in der Krankheitsschilderung bewährte.

Im Frühjahr begann ein neuer krankhafter Zustand ihn zu beunruhigen, eine blutige Urinsecretion, die sich von da bis ans Lebensende von Zeit zu Zeit wiederholte, und ihn natürlich noch weiter entkräftete. Sie beruhte, wie sich nach dem Tode zeigte, auf einem gutartigen Papillom des Blasenhalses.

Er ging im Herbste dieses Jahres, da er die Blutung auf Concrementbildung bezog, nach Carlsbad. Die gemächliche Ruhe des dortigen Aufenthalts, allerdings zuweilen durch zudringliche Consultanten gestört, that ihm wohl; auch die Freude über das Glück seiner jüngeren Tochter, die sich im Frühjahr verlobt hatte, richtete ihn etwas auf. Nach deren Hochzeit aber im Herbst ging es wieder sehr schlecht. Tagelang vermochte er kein Wort zu reden, ohne den heftigsten Hustenreiz zu bekommen.

Nichts destoweniger las er wieder im folgenden Winter, und mit allen Kräften wehrte er sich gegen die immer stärker werdende Erschöpfung; — und es war merkwürdig, wie er, sobald es nur einigermaassen besser ging, wieder an Elasticität gewann. Noch in den Osterferien 1875 nahm er einen kurzen Aufenthalt in Berlin, wo er sich mit Roser bei Griesinger's Wittwe traf, und wo er einen Abend in fröhlicher, fast studentischer Laune mit seinem Schwager Bruns zubrachte. Nach der ohne schlimme Störung durchgeführten Thätigkeit des Sommersemesters ging er im September, nach der Geburt seines ersten Enkelchens, in Begleitung seiner älteren Tochter, wieder in das Land seiner Liebe, an den Gardasee, nach Venedig etc.

Zurückgekehrt wurde er bei seinem Eintritt in die Klinik durch die von seinen Schülern veranstaltete festliche Feier seines 25jährigen Jubiläums als klinischen Lehrers in Leipzig überrascht.

Es war erhebend, zu sehen, wie gross die Anhänglichkeit der aus Fern und Nah in grosser Zahl herbeigeeilten jungen und alten Zuhörer war, wie warm und innig sie alle an dem geliebten Lehrer hingen. Auf ihn selbst machte diese Erfahrung tiefen Eindruck; es war die letzte grosse Freude seines Lebens, und sie hatte auch die günstige Wirkung, dass seine Kraft noch einmal — die letzte — frische Nahrung erhielt. Noch einmal war er im Stande, die Klinik das Semester hindurch abzuhalten.

Im Frühjahr 1876 ging er wieder mit Frau und Tochter nach Italien. Er besuchte die medicinischen Institute der

grösseren Städte und Universitäten und wurde überall ausserordentlich gefeiert. Nach einem Abstecher nach Sicilien erkrankte er aber in Sorrent an einer Rippenfellentzündung, musste mehrere Wochen liegen, und kam in sehr elendem Zustande zurück. Kaum hatte er sich im Sommer wieder etwas erholt, da bekam er einen intensiven Magencatarrh mit Icterus, Oedem der Füsse, und begann jetzt selbst über die Schwere seines Leidens stärker als je vorher sich klar zu werden. Mit ernster Resignation besprach er in der Klinik seinen Zustand und diagnosticirte sein Leiden als ein carcinomatöses.

Aber mit jeder scheinbaren Besserung raffte sich dieser mit einer seltenen Elasticität begabte Geist, der Hemmnisse seines körperlichen Zustandes spottend, wieder auf. Verzagt hat er nie.

Im Herbste 1876 ging er nach Rehme und im folgenden Winter versuchte er noch einmal die Klinik zu halten. Es ging mit Anstrengung bis zum Januar. Da kam eine neue intercurrente Erkrankung, eine hämorrhagische Mandelentzündung, die ihn äusserst ermattete und bis Mitte Februar ans Zimmer fesselte. Am 19. Februar begann er aber doch noch einmal Klinik zu halten bis zum 26. Es sollte das letzte Mal sein. Ermattet kam er zurück und am Abend begann ein fieberhafter Zustand, der ihn mehrere Wochen völlig an's Bett fesselte. Die Mattigkeit war eine furchtbare.

Er musste sich entschliessen, für das kommende Semester Urlaub zu nehmen. Selbst jetzt aber machte er immer neue Pläne, mit deren Ausführung er Erholung und neue Lebenskraft, neue Erfrischung zur Wiederaufnahme der Arbeit zu finden hoffte. Sie reducirten sich schliesslich auf eine Badekur in Franzensbad, die er wirklich vom 15. Juni bis 27. Juli noch zur Ausführung brachte. Schwächer als er gegangen, kam er zurück. Während der Sommertage war er noch Stunden lang im Stande, im Garten zu sitzen, vom Ende August an verliess er das Bett nicht mehr. Am 25. September, früh am Tage, starb er. — Die Section ergab eine hochgradige lymphosarcomatöse Anschwellung der Retroperitonealdrüsen und frische terminale Miliartuberkulose der Lungen.

Mit allen Kräften, wie es dem Lebensdrange eines stark schlagenden Herzens geziemt, hatte er sich gegen die zerstörenden Einflüsse seiner Krankheit gewehrt, aber auch unverwandten Blickes und ungebrochenen Muthes hat er den Tod herannahen sehen. „Es wird unendlich viel schöner sein, als wir alle uns

zu denken im Stande sind", hat er oft in einsamen Stunden der letzten Jahre zu seiner Gattin gesagt.

Was er für die medicinische Wissenschaft gewesen, welches Bild sein Lebensgang allen Fernerstehenden hinterlassen wird, habe ich zu zeichnen versucht; ich habe dem Bilde noch einen Strich hinzuzufügen, der den Grund darlegen mag, weshalb er seinen Schülern und Assistenten, Allen, die in nähere Berührung mit ihm kamen, so unvergesslich und innig an's Herz gewachsen ist. Das ist die durchgreifende Noblesse seines Charakters, seiner Gesinnung. Er konnte oft genug kalt, abweisend, scharf, selbst wegwerfend erscheinen, doch waren diese Eigenschaften nur die Ausflüsse seines lebhaften Temperaments, sie waren nicht integrirende Factoren seines Wesens. Stets bereute er auch dem Geringsten gegenüber, wenn er Unrecht gethan zu haben glaubte, und versöhnte durch doppelte Freundlichkeit. Vor Allem aber war er immer wahr und ohne Falsch, er liess seine Abneigung und Zuneigung gründlich und offen merken; er hielt auch denen gegenüber, denen er herzlich wohlwollte, durchaus nicht mit dem herbsten Tadel zurück, wo er ihn am Platze glaubte. Nie hat ihm die Sprache dazu gedient, seine Gedanken zu verbergen.

Seine Gesinnung als Gelehrter war ebenso fern von eitler Anmaassung wie von kleinlicher Eifersüchtelei; er hat niemals intriguirt, er hätte es nie gekonnt; er hat sich vor Niemand gefürchtet, aber er hat auch Niemandem geschmeichelt. Er hatte für persönliche Empfindlichkeiten kaum ein Organ, selbst die scheinbar persönlichsten Antipathien hatten bei ihm durchaus sachliche Motive. Er hat nie Jemandem zu schaden versucht, weil er sich von ihm beeinträchtigt glaubte, er konnte die grössten Schroffheiten von jüngeren Gelehrten ruhig ertragen, um hinterher allen seinen Einfluss aufzubieten, die Betreffenden vorwärts zu bringen, weil er sie für tüchtig hielt. Und wie über eigene Erfolge erfreute er sich bei jedem Schritt, bei jeder Wendung zum Besseren, die er bei seinen Zuhörern und Schülern gewahrte. Ein auf Abwege gerathenes Talent wieder auf den richtigen Weg zu bringen, war ihm eine Herzensangelegenheit.

Er war mit einem Worte ebenso sittlich bedeutend wie intellectuell, und diese Eigenschaft seines Wesens sichert ihm den festen, den unverrückbaren Platz in unseren Herzen.

O. Heubner.